

Peter Scholl-Latour

Arabiens Stunde der Wahrheit

Aufruhr an
der Schwelle
Europas

PROPYLÄEN

Peter Scholl-Latour

Arabiens Stunde der Wahrheit

Aufbruch an der Schwelle Europas

Propyläen

Aus Gründen der Diskretion habe ich die Namen meiner Gesprächspartner gelegentlich geändert. Das gilt nicht für Personen des öffentlichen Lebens und deren Aussagen, die exakt wiedergegeben werden.
Bei der Transkription von Ausdrücken aus fremden Sprachen habe ich mich an die übliche, allgemein verständliche Schreibweise gehalten.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.propylaeen-verlag.de

ISBN 978-3-8437-0099-3

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
Lektorat: Cornelia Laqua
Karten: Thomas Hammer
Alle Rechte vorbehalten
Satz und eBook: LVD GmbH, Berlin
www.lvd-berlin.de

INHALT

[Auftakt](#)

[Maghreb](#)

Die Abgründe des Atlas

[Sudan](#)

Der amputierte Staat

[Sahel](#)

Mohammeds schwarze Diener

[Ägypten](#)

Enttäuschung am »Tahrir-Platz«

[Libyen](#)

»... to the shores of Tripoli«

[Bahrein](#)

Glaubenskampf am Persischen Golf

[Irak](#)

Freude am Martyrium

[Syrien](#)

Vom Zuchthaus zum Schlachtfeld

[Personenregister](#)

[Bildteil](#)

[Bildnachweis](#)

AUFTAKT

TOURRETTES-SUR-LOUP, SEPTEMBER 2011

Im alten Rom galt der Spruch, daß auch die Bücher ihr eigenes Schicksal besäßen. »Habent sua fata libelli.« Diese Aussage läßt sich auf die vorliegende Veröffentlichung übertragen, denn als ich die ersten Zeilen schrieb, beabsichtigte ich, eine weltumfassende Betrachtung über die neuen Vernetzungen und Gegensätze einer multipolaren Welt zu verfassen, in der die Europäer keinen Vorbildanspruch mehr erheben können und die gewaltige Kraft Amerikas einer fatalen Überanstrengung erliegt.

In den Jahren 2010 und 2011 hatte ich zum Sammeln von Erkenntnissen einige globale Reisen unternommen – von den bolivianischen Indios am Titicaca-See und am venezolanischen Orinoco bis zu den aufstrebenden Massen Chinas zwischen Macao und dem Yangtse-Becken von Szetschuan. Dazu kamen die Länder des »Broader Middle East«: Sudan und Ägypten, Algerien, Libanon, Syrien, Irak, Iran und Afghanistan sowie das ehemals sowjetische Zentralasien. Da geschah das Unerwartete: der Ausbruch einer revolutionären Volksbewegung in Tunis, die sich bis zum Persischen Golf ausweitete und hoffnungsvoll »Arabischer Frühling« genannt wurde.

Seitdem hat sich jenseits des Mittelmeers und im ganzen Orient eine verblüffende Serie von politischen Umbrüchen vollzogen, der die Europäer ratlos gegenüberstehen, zumal die Deutschen, die sich in ihren internen Querelen – »les querelles allemandes«, wie die Franzosen sagen – zusehends verstricken. Das Kapitel über den Sudan, der ja auch der Arabischen Liga angehört, war bereits geschrieben und brauchte auch nicht verändert, sondern allenfalls aktualisiert zu werden. Inzwischen hat tatsächlich die staatliche Abspaltung des Süd-Sudans von der

Regierung von Khartum mit internationaler Zustimmung stattgefunden. Wie zu erwarten war, verwandelte sich die Trennungslinie sehr schnell in eine Front zwischen den arabisierten Muslimen des Nordens und den teils animistischen, teils christlichen Stämmen des Südens. Schon werden in den Provinzen Süd-Kordofan und Blue Nile die ersten Kämpfe ausgetragen, während das umstrittene Erdöl-Revier von Abyei durch Präsenz äthiopischer Soldaten neutralisiert werden soll. Jenseits der Demarkationslinie, am Rande der urweltlichen Sumpflandschaft des Bahr el Ghazal, flackern die uralten Fehden auf zwischen den schwarzen Niloten-Völkern der Dinka, die ihren Führungsanspruch durch die Gründung einer neuen Hauptstadt festigen wollen, und den Ethnien der Nuer und der Shilluk.

Diese vielfältigen Konfrontationen haben auf die ganze Sahel-Zone übergegriffen, jenen breiten Steppen- und Savannengürtel jenseits der Sahara, der bis zum Atlantik reicht. Die ehemaligen französischen Kolonien Tschad, Niger und Mali, deren nördliche Wüstenregionen durch islamische Kampfgruppen längst destabilisiert sind, dürften durch den Zustrom schwarzer Söldner, die für Qadhafi kämpften, und auch durch die sogenannten Loyalisten, die im Raum zwischen Sirte und Sebha einen erstaunlichen Widerstand gegen die libyschen »Freiheitskämpfer« leisteten, in einen Zustand wachsender Anarchie und Unsicherheit hineingerissen werden.

Meine Absicht ist es nicht, die jüngsten Ereignisse in ihren Einzelheiten darzustellen. Da ich den arabischen Raum seit nunmehr sechzig Jahren regelmäßig in all seiner Vielfalt bereist habe, lege ich Wert auf eine historische, kulturelle und religiöse Einordnung, die oft ins ferne Mittelalter zurückreicht. Dennoch wollen wir eine Momentaufnahme skizzieren vom jetzigen Stand der sogenannten »Arabellion«. Bei näherem Zusehen wird sich die ursprüngliche Begeisterung des Westens über den

»Arabischen Frühling« schnell eintrüben. Um mit Tunesien zu beginnen: Dort kündigt sich innerhalb einer Myriade von Partei-Neugründungen die traditionelle islamische Bewegung »En Nahda« - zu Deutsch »Aufschwung« oder »Erneuerung« - laut Meinungsumfragen als die stärkste Formation an.

In Ägypten hat der Verteidigungsminister des gestürzten Diktators Mubarak, Feldmarschall Tantawi, die Machtausübung übernommen und die Euphorie des Tahrir-Platzes einer kalten Dusche ausgesetzt. Vom Ausgang der angekündigten Wahlen - falls sie nicht, wie in der Vergangenheit, grob gefälscht werden - hängt es ab, ob die straffe Organisation der Muslimbrüder sich als bedeutendste politische Kraft durchsetzen wird und ob diese neuerdings zur Mäßigung neigenden »Ikhwan« durch Haßprediger aus Saudi-Arabien in eine militante »Salafiya« abgleiten. Unklar bleibt die Frage, welches Verhältnis sich zwischen dem politischen Islam und dem herrschaftsgewohnten Militär herauschälen wird.

Noch ist zur Stunde nicht entschieden, ob die ehemalige »Jamahiriya« Libyen durch tribale Gegensätze und den Streit über das Verhältnis von Staat und Religion auf einen Bürgerkrieg zutreibt. Das Gleiche gilt in stärkerem Maße für die Arabische Republik Syrien, wo die Ausschaltung des Präsidenten Bashar el-Assad und seiner alawitischen Glaubensbrüder unübersehbare Folgen nach sich zöge. Im Irak wiederum sind die Attentate gegen die amerikanische Rest-Garnison fast ganz eingestellt worden, aber der schiitische Eiferer Muqtada es-Sadr hat bereits angekündigt, daß seine »Mehdi-Armee« gegen die US-Truppen losschlagen würde, falls deren Abzug aus Mesopotamien sich über die vereinbarte Frist hinauszögert. Der weit abgelegene Jemen wiederum, der den Durchlaß des Bab el-Mandeb bedroht, steht im Begriff, auf Grund seiner chaotischen Divergenzen ein »failed state« zu werden.

Seltsamerweise hat sich innerhalb der westlichen Allianz keine Stimme von Gewicht gemeldet, um die extrem reaktionäre und unduldsame Dynastie Saudi-Arabiens an den Pranger zu stellen, obwohl sich inzwischen erwiesen hat, daß aus den Reihen der fanatischen Wahhabiten, die dort die höchste religiöse Autorität ausüben, die nebulösen Terrorgruppen von »El Qaida« hervorgegangen sind. Zur völkerrechtswidrigen Invasion gegen die revoltierende Insel Bahrein durch saudische Panzerkolonnen hat sich kaum eine Stimme des Protestes erhoben. An dieser Stelle hüllen sich die westlichen Prediger von Menschenrechten und freier Volksentscheidung in das bislang praktizierte heuchlerische Schweigen. Wundert es da, wenn ein hoher Funktionär der »Nationalen Befreiungsfront«, die einst die Unabhängigkeit Algeriens von Frankreich erkämpfte, dem noch in Tripolis ausharrenden Oberst Qadhafi zu Hilfe kam und sich vor laufender Kamera zu dem Ausruf hinreißen ließ: »Allah möge die Demokratie verfluchen«, eine Äußerung, die im Westen als Gotteslästerung empfunden wird.

Schon werden in Deutschland Stimmen laut, man müsse den zur Demokratie erwachten Arabern mit guten Ratschlägen helfen, ihnen bei der Abwehr radikal-islamistischer Einflüsse zur Seite stehen. Nichts wäre törichter und verhängnisvoller. Die Araber müssen jetzt wirklich selbst entscheiden, wie sie regiert werden. Falls die Wahl auf eine islamische Staatsform fiele, dann sollen sie dieses Experiment ausleben und eines Tages aus eigener Erkenntnis, auf dem Wege des »Ijtihad«, zum Verzicht auf diverse verkrustete Überlieferungen der Scharia gelangen. Angesichts der sterilen Debatten und der Handlungsunfähigkeit des deutschen Bundestages wie auch des amerikanischen Kongresses erweist sich unsere Form der Demokratie für den Neuaufbau einer orientalischen Gesellschaft, für die Überwindung der

gewaltigen Probleme wirtschaftlicher und sozialer Natur als recht untauglich.

Amerika hat den zehnten Jahrestag von »Nine Eleven«, den Rückblick auf die Vernichtung des World Trade Center und eines Flügels des Pentagon, mit ungeheurem Pomp begangen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber die rund dreitausend Opfer dieser schändlichen Angriffe waren keine Helden, wie man suggerieren möchte, sondern Opfer mit Ausnahme der wackeren Feuerwehrleute, die sich zur Rettung ihrer Mitbürger in die Flammen stürzten. Die damalige Präsidentschaft der USA hat auf die Herausforderung von Nine Eleven in hysterischer Weise überreagiert und in der Stunde der Krise keine imperialen »römischen Tugenden« an den Tag gelegt, wie es ihr gut angestanden hätte.

Vielleicht war der Feldzug gegen die Taleban psychologisch unvermeidbar, aber nach der geglückten Operation gegen das afghanische Emirats des Mullah Omar hätten die NATO-Truppen schleunigst vom Hindukusch wieder abrücken müssen, statt sich in eine aussichtslose, zeitlich unbegrenzte Partisanenbekämpfung einzulassen. Noch verhängnisvoller wirkte sich die Ausweitung des »Krieges gegen den Terror« auf den Irak Saddam Husseins aus. Wer erinnert sich heute noch daran, daß im Jahre 2003 Condoleezza Rice, die engste Vertraute des Präsidenten George W. Bush, nach der fast kampflosen Besetzung Bagdads durch die U.S. Marines behauptete, der Irak habe den tugendhaften Pfad der freiheitlichen Emanzipation beschritten. Von diesem »Leuchtturm der Freiheit« aus werde ein demokratischer »Frühling« in der ganzen arabischen Welt erblühen.

Da berührt es peinlich, wenn Barack Hussein Obama bei den Feierlichkeiten am »Ground Zero« - ein wenig wie sein glückloser Vorgänger mit dessen irreführendem Spruch »Mission accomplished« - von einem amerikanischen Sieg über die Kräfte des Terrorismus fabuliert. An dieser Stelle

sollte noch einmal die kluge Analyse Zbigniew Brzezinskis, des ehemaligen »National Security Advisor« von Präsident Jimmy Carter zitiert werden, der schon bei Einleitung des Feldzugs »Iraqi Freedom« erklärte: »In den vergangenen Monaten haben die Vereinigten Staaten eine Erfahrung gemacht, die wir als das ungewöhnlichste Versagen der Intelligenz in unserer Geschichte bezeichnen können. Dieses Versagen wurde durch extreme Demagogie ausgelöst, die schlimmste Katastrophen-Szenarien entwirft, Ängste schürt und eine äußerst simplifizierte Sicht, eine Zweiteilung (Dichotomie) der weltweiten Wirklichkeit suggeriert. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer seriösen Debatte über Amerikas Rolle in der Welt. Kann eine Weltmacht ›global leadership‹ ausüben auf der Basis von Furcht und Angst? Können die Vereinigten Staaten Unterstützung anfordern, zumal die Unterstützung von Freunden, wenn denen gesagt wird: ›Ihr seid gegen uns, wenn ihr nicht mit uns seid? ... Die Notwendigkeit einer solchen Debatte kann nicht ausgeräumt werden, indem man die Herausforderung mit theologischem Akzent als ›Terrorismus‹ qualifiziert, ein Terrorismus, den diejenigen ausüben, die ›die Dinge hassen‹ (who hate things), während wir Menschen sind, die ›die Dinge lieben‹ (who love things).« - So hat es Amerikas angesehener Wortführer ausgedrückt. Darauf folgt das zentrale Argument: »Terrorismus ist eine Technik, um Menschen zu töten. Er kann nicht der Feind sein. Das klingt so, als würden wir behaupten, der Zweite Weltkrieg sei nicht gegen die Nazis geführt worden, sondern gegen den ›Blitzkrieg‹. Wir müssen die Frage stellen, wer der Feind ist und was ihn zu seinen Aktionen gegen uns motiviert?«

Mit welchen freudigen Überraschungen und mit welchen bitteren Enttäuschungen wird der »Arabische Frühling« des Jahres 2011 noch aufwarten? Auf diese Frage, die ständig gestellt wird, gibt es keine Antwort. Der französische Präsident Nicolas Sarkozy hat die

wiederentdeckte Solidarität Frankreichs mit Großbritannien zelebriert und ist mit dem britischen Premierminister David Cameron gemeinsam nach Libyen gereist, um dort von einer jubelnden Menge gefeiert zu werden. Es ist schon ein ungewöhnlicher Vorgang, daß dieses Mal der Einsatz französischer und britischer Kampfflugzeuge in einer innerarabischen Krise von der muslimischen Bevölkerung als Akt rettender Freundschaft und nicht als spätkoloniale Vergewaltigung empfunden wurde. Wie lange diese gegenseitige Zuneigung dauern wird, ist höchst ungewiß. Der Verdacht, es sei den Entente-Mächten in erster Linie um ihre Petroleum-Interessen in Libyen gegangen, wird unweigerlich aufkommen.

Da ist eine ganz andere Figur wie ein mächtiger Magier und Hoffnungsträger auf den Plan getreten. Der türkische Regierungschef Recep Tayyip Erdoğan hat ebenfalls die Schauplätze der »Arabellion« aufgesucht. Doch verfügte er gegenüber den beiden europäischen Staatsmännern über den immensen Vorteil, sich inmitten einer ergriffenen Masse gläubiger Muslime mitsamt deren Ulama und Schuyukh beim gemeinsamen Gebet in Richtung Mekka zu verneigen. Eine neue tragende Rolle der Türkei ist plötzlich sichtbar geworden, und Erdoğan scheint an die Größe des Osmanischen Reiches anknüpfen zu wollen. Das Imperium des Padischah erstreckte sich einst auf dem Südufer des Mittelmeers bis an die Schwelle Marokkos, am Roten Meer bis in die Nachbarschaft Adens. Vom irakischen Hafen Basra aus beherrschte es den Persischen Golf, und auf dem Balkan reichte das Einflußgebiet der Hohen Pforte im bosnisch-muslimischen Bihać bis in die Nähe des heutigen Sloweniens. Schon beeilen sich die Europäer, den revoltierenden Arabern zu raten, dem Beispiel der postkemalistischen Türkei nachzueifern, die im Parlament von Ankara die islamische Ausrichtung der Regierungspartei AKP mit den sakrosankten Vorstellungen westlicher Demokratie zu versöhnen scheint.

Als unmittelbar Betroffene sehen die Politiker Israels die Dinge aus einem ganz anderen Winkel. Durch die Verkrampfung der Regierung Netanjahu-Liebermann, durch die Fehlleistung Zahals beim Kapern eines türkischen Schiffes, durch die Blockade von Gaza hat die Koalition von Jerusalem den Zorn des neuen Sultans von Istanbul beziehungsweise von Ankara herausgefordert. Seitdem befürchtet Washington, daß Erdoğan mit seiner Kehrtwende gegen den israelischen Partner von einst Einfluß auf die antizionistische Wut der arabischen Massen zu gewinnen sucht. An der Sinai-Grenze ist die Zeit einer heimlichen, aber engen Komplizenschaft des Judenstaates mit dem Rais Mubarak und dessen Geheimdienstchef Omar Suleiman jäh zu Ende gegangen. Jedes künftige Regime von Kairo wird auf die Israel-feindliche Stimmung der Bevölkerung Rücksicht nehmen müssen. Schon kam es zu Schießereien am Rande des Negev. Im Norden schwelt zwar eine tiefe Feindschaft zwischen Syrien und Israel, aber die eiserne Faust der Assad-Diktatur hatte es stets verhindert, daß an der Demarkationslinie auf den Golan-Höhen bei Kuneitra auch nur ein einziger Schuß abgefeuert wurde. Das dürfte sich nach einem Wechsel in Damaskus gründlich ändern.

Schon wird von einer Achse Ankara-Kairo gesprochen. In Saudi-Arabien könnte dabei die Erinnerung an jene Strafexpeditionen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts aufkommen, die der Vize-König und Khedive Mohammed Ali von Ägypten im Auftrag des Sultans und Kalifen von Istanbul unter dem Befehl seiner Söhne Tüsün und Ibrahim Pascha gegen den Beduinen-Aufstand der Wahhabiten-Sekte in die Einöde des Nedjd ausschickte. Diese Wüstenkrieger, aus denen die Dynastie des Hauses El Saud hervorging, standen damals im Verdacht, die Heiligen Stätten von Mekka und Medina besetzen zu wollen. Wenn sich in Zukunft eine Interessengemeinschaft zwischen Türken und Ägyptern gegen Saudi-Arabien herausbilden

sollte, ginge es nicht um die Heilige Kaaba und das Grab des Propheten, sondern um den ungeheuerlichen Erdölreichtum dieses Königreichs, der bislang zur schamlosen Erpressung und Korrumpierung all jener Staaten, der USA zumal, benutzt wurde, deren Energiebedarf nicht zu sättigen ist.

Gewiß, das sind Spekulationen. Die Amerikaner können im Falle einer konsequenten Abkehr von ihrer nahöstlichen Einflußsphäre eine Schwerpunktverlagerung zum Pazifik vollziehen oder in einen Isolationismus zurückfallen, der lange genug ihre außenpolitische Richtschnur war. Für die Europäer hingegen, für die unmittelbaren Nachbarn dieser orientalischen Tumulte, geriete der Übergang des Arabischen Frühlings oder des arabischen Herbsts in einen frostigen arabischen Winter zu einer Belastung, der der zerstrittene Kontinent nicht gewachsen wäre. Das Abendland ist in keiner Weise gewappnet, den arabischen Ungewißheiten mit Gelassenheit, Selbstbewußtsein, Sachkenntnis und auch mit der nötigen Sympathie zu begegnen.

MAGHREB

Die Abgründe des Atlas

Algerisches Requiem

ALGIER, MAI 2011

Eine seltsame Idee sei das, Betrachtungen über die Umsturzwelle, die die orientalische Welt umbrandet, mit einem Bericht aus Algerien zu beginnen. So hatten sich manche Bekannte geäußert, als ich im Mai in den zentralen und wichtigsten Staat des Maghreb aufbrach, der scheinbar von den Begeisterungstürmen und den Enttäuschungen des »arabischen Frühlings« ausgespart blieb. Aber Algerien hatte seine »grüne Revolution« bereits hinter sich, als im Dezember 1991 die »Islamische Heilsfront« die Parlamentswahlen eindeutig gewonnen hatte. Durch einen Militärputsch war sie damals gewaltsam in den Untergrund verbannt worden.

Aus dem bislang friedlichen »Jibhat el Islamiya lil Inqadh«, in der französischen Abkürzung FIS genannt, die ihr Ansehen bei der Bevölkerung ihrer humanitären Tätigkeit, ihrer Speisung der Armen verdankte und bislang keinen einzigen Terrorakt verübt hatte, entwickelte sich im Laufe der militärischen Repression eine resolute Kampfgruppe, »Groupes islamiques armés« oder GIA. Diese Mujahidin versuchten mit Waffengewalt den eisernen Griff der Führungsclique aus Generalen und Obristen abzuschütteln, der das Land praktisch seit seiner Unabhängigkeit umklammerte. Der Bürgerkrieg, der sich fast eine Dekade hinzog, wurde von beiden Seiten mit extremer Grausamkeit geführt. Die Zahl der Opfer stieg auf etwa zweihunderttausend Menschen. Am Ende obsiegte die mit modernsten Waffen ausgerüstete Armee. Diese Epoche der

maßlosen Gewalt hat sich tief in das Bewußtsein der algerischen Masse eingebrannt.

Wenn Algerien in dieser Stunde des arabischen Aufbruchs nicht explodiere, so beantwortete schon der Taxifahrer am Flugplatz meine Frage nach der relativen Ruhe, die zwischen Constantine und Oran vorherrscht, so läge das an der Befürchtung der Bevölkerung, das grauenhafte Gemetzel könne von neuem beginnen. An diese schreckliche Zeit erinnert der schöne Film »Von Göttern und Menschen«, den ich mir kurz zuvor in Paris angesehen hatte. Es handelte sich um ein Dutzend französischer Mönche, die in dem Dorf Tibérine trotz aller Gefahren ausharrten. Den Patres ging es beileibe nicht um eine Bekehrung ihrer muslimischen Nachbarn zum Christentum, sondern um ein Leben in abgeschiedener Frömmigkeit. Bei den dortigen Berbern, denen sie in Dingen des Alltags und bei der medizinischen Betreuung zu Hilfe kamen, deren Feste sie brüderlich mitfeierten, waren die Trappisten hoch angesehen.

Um die Weihnachtszeit tauchte eine Partisanengruppe der GIA bei ihnen auf. Deren bedrohliche Haltung änderte sich, als der Prior, der Arabisch sprach und den Koran studiert hatte, jenen Vers Mohammeds vortrug, in dem er die Gerechtigkeit christlicher Priester und Mönche lobte. Der Führer der Rebellen verzichtete daraufhin auf jede Feindseligkeit, entschuldigte sich, die in Armut lebenden Jünger Christi bei ihrem Gebet gestört zu haben, und wünschte ihnen sogar ein gesegnetes Weihnachtsfest. Ganz anders verhielt sich eine andere bewaffnete Gruppe, die die Mönche im eisigen Nebel des Atlas-Winters in den rauhen Wald entführte und sie dort erschoss. Diese zweite Gruppe gehörte, wie der französische Nachrichtendienst herausfand, einer regierungstreuen Miliz an, die auf der Jagd nach Widerstandskämpfern war und den Mord der Ordensleute in den Augen der Öffentlichkeit als barbarischen Akt islamischer Fanatiker darstellen wollte.

»L'Algérie est un pays opaque - Algerien ist ein undurchsichtiges Land«, diese Feststellung der französischen Kolonialverwaltung von einst bleibt bis auf den heutigen Tag gültig.

Ich habe mich, wie bei meinen früheren Aufenthalten, im Hotel »El Jazair« einquartiert, das zu seinem früheren Namen »Saint Georges« zurückgefunden hat. Mit Befriedigung stelle ich fest, daß dieses ehemalige Palais im Stil des spät-osmanischen Reiches restauriert wurde. Die Terrasse ragt mit ihrer Blumenpracht wie ein schwebender Garten über die sich ständig ausweitende Hauptstadt und das reglose blau-graue Meer. Ich mustere die ausschließlich algerischen Gäste. Sie gehören der privilegierten Oberschicht an, aber protzen nicht mit ihrem oft durch dubiose Geschäfte erworbenen Reichtum. Die Frauen tragen längst nicht alle ein Kopftuch. Die Mädchen lassen ihr üppiges Haar wallen. Die Gespräche der Männer, die europäisch gekleidet sind, werden halblaut geführt, wirken stets konspirativ. Im »Saint Georges« wird weiterhin Alkohol serviert.

Bilder aus der Vergangenheit tauchen auf. Vor einem halben Jahrhundert hatte an dieser Stelle der ehemalige französische Président du Conseil Georges Bidault die unbelehrbaren Anhänger der »Algérie française« um sich geschart, die das Mutterland, »la mère patrie«, von Dünkirchen in Flandern bis Tamanrasset im Herzen der Sahara ausweiten wollten. Am Nachmittag hatte Charles de Gaulle, dessen Absicht, Algerien in die Unabhängigkeit zu entlassen, inzwischen publik wurde, die Elite seiner Generale und Obersten in den Sommerpalast des Generalgouverneurs beordert. Sie kamen - die Schultern rollend und selbstbewußt - in ihren Tarnuniformen mit aufgekrempelten Ärmeln, die Brust voller Orden. Ihnen gegenüber stand vor den maurischen Kacheln des großen Salons der einsame Mann im schlichten Khaki-Tuch des Brigadiers. Er war lediglich mit dem Lothringer Kreuz

dekoriert. Aber er beherrschte alle Anwesenden mit der Höhe seines Wuchses und einer eiskalten Autorität, die Furcht einflößte. De Gaulle redete nur kurz zu den Offizieren der Algerien-Armee. Sie waren nicht zu einer politischen Aussprache, sondern zum Befehlsempfang gekommen. Nach der gebieterischen Audienz versammelten sie sich diskutierend im Palmengarten. Die Journalisten aus aller Welt beobachteten den verärgerten Gesichtsausdruck der hohen Offiziere. Als sie sich zum Gehen anschickten, sagte ein Amerikaner ohne jede Häme: »Here goes the Glory of France.«

Aus diesen fernen Reminiszenzen werde ich durch die Ankunft Mansurs, eines alten Freundes, herausgerissen. Er trifft pünktlich ein, während die Dämmerung mit einer für die Jahreszeit ungewöhnlichen Kühle hereinbricht. Wir hatten uns vor etwa zwanzig Jahren kennengelernt. Mansur war damals ein junger Anwalt, der eine Reihe mutmaßlicher Terroristen verteidigte und mir Zugang zu dem eifernden Prediger Ali Belhaj verschaffte. Trotz seiner intensiven französischen Erziehung hatte er mit der »Heilsfront« sympathisiert und war vorübergehend verhaftet worden. Nach seiner Entlassung ließ er sich in Tunis nieder, von wo er nach der offiziellen Versöhnungspolitik des Präsidenten Bouteflika in seine Heimat zurückkehrte.

Den Bart, den er damals trug - man nannte die Islamisten »les barbus« -, hat er abrasiert. »Man soll die Sicherheitsdienste nicht herausfordern«, sagt er lächelnd. Abdelaziz Bouteflika, ein Veteran des Befreiungskampfes gegen die Franzosen, verfüge nur über sehr begrenzten Einfluß und sei schwer krank. Algerien lebe weiter im Zugriff dreier mächtiger Gruppen: der Offizierskamarilla, die schon zwei Jahre nach der Unabhängigkeit den Staatschef Ben Bella gestürzt hatte, der Geheimdienste, die große Furcht einflößten, und der nationalisierten Petroleumgesellschaft Sonatrach, ohne deren Einnahmen

der Staat längst bankrott wäre. »Immerhin haben wir in den letzten Jahren gewußt, wer innerhalb dieser disparaten Führungsclique den Ton angab«, meint Mansur. Nachdem Ben Bella eingekerkert worden war, hatte der frühere Kommandeur der Grenzarmee, Oberst Houari Boumedienne, seine mißtrauische, unerbittliche Autorität durchgesetzt. Seine Gegner bezeichneten diesen Mann, der nie lächelte, keine Vertrautheit aufkommen ließ und meist in einem wallenden, schwarzen Mantel auftrat, als den »Dracula des Atlas«. Nach seinem Tod wurde General Shedli Ben Jedid kooptiert, dem seine Rivalen sehr bald mangelnde Energie vorwarfen und ihn sogar verdächtigten, einen Kompromiß mit der Islamischen Heilsfront anzustreben.

In einer stürmischen Sitzung soll dem silberhaarigen Staatschef der Revolver an die Schläfe gesetzt worden sein, um ihn zum Rücktritt zu zwingen. In der Machtvakanz, die jetzt eintrat, entsann man sich eines Außenseiters, der gemeinsam mit Ahmed Ben Bella zu den ersten Verschwörern der »Organisation secrète« gezählt hatte, als diese am Allerheiligen-Tag 1954 gegen die Franzosen losschlug. Mohammed Boudiaf hatte sich in Marokko eine zivile Existenz aufgebaut. Der für seine raue Ehrlichkeit bekannte Kämpfer der ersten Stunde wurde durch seine Berufung zum Präsidenten völlig überrascht. Als er ein Minimum an Redlichkeit in der Verwaltung des Landes anforderte, die Korruption in der Einheitspartei FLN anprangerte, gegen die Bestechlichkeit hoher Offiziere anging und die krakenähnliche Unterwelt des Schwarzmarktes – im Volksmund »Trabendo« genannt – ausschalten wollte, war sein Schicksal besiegelt. Selbst die gegängelte algerische Presse berichtete damals in allen Einzelheiten, wie der redliche Staatschef Boudiaf, während er im »Haus der Kultur« von Annaba eine Rede hielt, nicht etwa von einem fanatischen Jihadisten, sondern vom eigenen Leibwächter erschossen wurde.

»Und wer übt heute in Algier die wirkliche Macht aus, wer trifft die wichtigsten Entscheidungen?« frage ich. Mansur hebt die Arme zum Himmel. »Du wirst es nicht glauben, aber niemand weiß das genau. Gewiß, man kennt die Namen der kommandierenden Generale. Aber wer sich in diesem Knäuel des Argwohns und der Eifersucht durchgesetzt hat, das wird dir niemand zuverlässig beantworten können. Der Sammelbegriff für das oberste Gremium, das weitgehend anonym bleibt, lautet »le pouvoir«, und fast jedem ist dieser Zustand unheimlich.«

Natürlich wendet sich unser Gespräch der »Arabellion« zu. Wie würde sich wohl die Zukunft im benachbarten Tunesien gestalten? Der Anwalt ist nicht frei von der Überheblichkeit, mit der die meisten Algerier auf die Tunesier blicken. Im Maghreb geht der Spruch um: Die Tunesier seien die Frauen, die Afghanen die Männer, die Marokkaner die Krieger. »Welch ein Unsinn«, erregt sich Mansur, aber er selbst hätte beileibe nicht damit gerechnet, daß ausgerechnet die freundlichen, nachgiebigen Tunesier das Signal zum gesamt-arabischen Aufstand geben würden, daß bei ihnen die Jasmin-Revolution ihren Ausgang nähme. Er hätte ihnen schon gar nicht zugetraut, daß sie mit ihren Protesten auf dem Boulevard Bourguiba den zu Recht verhaßten Tyrannen Zine el-Abidin Ben Ali mitsamt dem milliardenschweren Trabelsi-Clan seiner Frau Leila zur Flucht nach Saudi-Arabien zwingen würden.

Daß die Selbstverbrennung des unbekanntem Gemüsehändlers Mohammed Bouazizi in der abgelegenen Ortschaft Sidi Bouzid den Aufstand der Massen auslösen würde, lasse sich wohl nur durch die Nutzung elektronischer Kommunikationsmittel erklären, weshalb man von einer »Facebook-Revolution« rede. Schon würde gemunkelt, daß es sich bei Bouazizi gar nicht um einen Studenten handelte, daß die ständige Demütigung dieses in Armut lebenden jungen Mannes durch die

Sicherheitsorgane und zumal durch eine Polizistin, also eine Frau, auf die Spitze getrieben wurde. Im übrigen werde darüber diskutiert, daß der Suizid – soweit er nicht den Zielen des Heiligen Krieges dient – durch den Koran verboten sei. Aber der »Student« Bouazizi wird seitdem als Nationalheld geehrt, und diesen Titel solle man ihm, so meint Mansur, auch nicht streitig machen. Diesem »Märtyrer« sei sogar ein Denkmal errichtet worden. Entscheidend für den Erfolg der tunesischen Auflehnung sei die Zurückhaltung der von Ben Ali vernachlässigten Armee gewesen, die insgeheim mit den Demonstranten sympathisierte. Ihr Generalstabschef Rashid Ammar, der sich weigerte, auf die Rebellen schießen zu lassen, wurde umgehend entlassen. Als zusätzlichen Grund für die plötzliche Explosion des Volkszorns wurde das Ansteigen der Lebensmittelpreise sowie die miserable Situation der Jugendlichen angeführt, die fast die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen und sich um jede Zukunftsperspektive betrogen fühlen.

Ganz froh kann Mansur mit dem Ablauf der Ereignisse in Tunis nicht werden. Da habe eine Massenbewegung zwar ihre schlimmsten Ausbeuter, ihre Kleptokraten davongejagt; die Ben Ali ergebene Regierungspartei »Konstitutionelle Demokratische Sammlung« sei aufgelöst, aber die wirtschaftlichen Probleme hätten sich drastisch verschärft, seit der Touristenstrom versiegt sei. Als Habib Bourguiba, der sich den anmaßenden Titel »Mujahid el akbar« zugelegt hatte, nach seinen langen Auseinandersetzungen mit den Franzosen die Unabhängigkeit von Pierre Mendès-France ohne Blutvergießen konzidiert wurde, konnten dessen Herrschaftsallüren von seinen Landsleuten noch akzeptiert werden, mußte doch das frühere Protektorat, wenn auch mit autoritären Maßnahmen, neu strukturiert werden. Erst als Bourguiba einem senilen Machtwahn verfiel, sei die

Bevormundung durch diesen Vater der Freiheit unerträglich geworden.

Aber jetzt hätten die Tunesier den Zugang zur Demokratie gefunden, fährt Mansur fort, nach Ausschaltung des Tyrannen Ben Ali stehe das Volk jedoch ratlos vor dem politischen Vakuum. »Es gibt keine organisierten Parteien, es gibt kein Regierungsprogramm, und vor allem fehlt es an charismatischen Führungspersönlichkeiten, auf die in Zeiten des Umbruchs die Araber nicht verzichten können.« Es sei ein bedenkliches Zeichen, daß der Exodus von Jugendlichen, die auf gebrechlichen Barken und unter Lebensgefahr die italienische Insel Lampedusa ansteuern, um dann nach Frankreich zu gelangen, stark angestiegen sei. Dabei verfügten sie jetzt doch über ein Staatswesen, das zur Würde und Selbstbestimmung seiner Bürger zurückgefunden habe, beendet Mansur seinen Monolog.

In mein Zimmer zurückgekehrt, lese ich in der Zeitschrift *Jeune Afrique* die Warnung, die der ehemalige Minister Bourguibas Ahmed Mestiri, ein angesehener Oppositionspolitiker, an seine Landsleute richtet. Mestiri hatte sich nach der Machtergreifung Ben Alis jeder politischen Aktivität enthalten. Nun tritt der erfahrene Jurist als Kritiker der neuen provisorischen Regierungsmannschaft an die Öffentlichkeit. Vor allem den Premierminister Béji Caïd Essebsi verdächtigt er, ohne Berufung durch das Volk eine sehr eigenwillige Regentschaft auszuüben, die in die Fehler der Vergangenheit zurückzufallen drohe. Er beklagt die Bildung von zwielichtigen Banden, die sich ein ideologisches Mäntelchen umhängen. Bei den Wahlen zur verfassunggebenden Versammlung, zu der Dutzende von neu gegründeten Parteien ihre Kandidatur angemeldet haben, dürfe niemand ausgeschlossen werden, so argumentiert Mestiri, weder die Islamisten der »En Nahda«-Bewegung noch jene Anhänger der bisherigen

Regierungspartei RCD, die sich keiner Übergriffe schuldig gemacht hätten.

Im Alter von 87 Jahren dürfte Mestiri keine Illusion hegen, bei der Neugestaltung Tunesiens eine maßgebliche Rolle zu spielen. Doch bei seinen Sondierungsgesprächen, die er im ganzen Land führte, ist er zu der Erkenntnis gelangt, daß die Jasmin-Revolution längst nicht den Abgrund überwunden hat, der weiterhin klafft zwischen der städtischen Schicht von Intellektuellen mit ihren sterilen Debatten und dem »pays profond«, dem tiefen Lebensgefühl der kleinen Leute fern von den Tumulten der Hauptstadt.

Die tunesische Etappe

Man mag mir vorwerfen, daß ich meinen Blick intensiver auf die Vergangenheit als auf die Zukunft richte. Aber wie anders lassen sich die Konvulsionen der arabischen Welt deuten, die Amerika und Europa mit voller Wucht aus ihrer Lethargie rissen. Ich drehe die Zeit auf den August 1958 zurück. Seit vier Jahren befand sich Algerien im Zustand des bewaffneten Aufstandes gegen Frankreich. Als ich in einer französischen Offiziersrunde meine Absicht kundtat, in den kommenden Tagen von Bône nach Tunis zu fliegen, wurde ich eigenartig gemustert. »Sie gehen also zum Feind«, schien jeder Blick zu sagen. In Tunis hatte nämlich die »Nationale Befreiungsfront Algeriens« ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Aus dem Bullauge der DC 4 versuchte ich krampfhaft, dort unten in der Gegend von Soukh Ahras in den grau-grünen Korkeichen-Wäldern eine Kampfätigkeit auszumachen. Im Vorfeld der französischen Morice-Linie waren Lager der »Fellaghas« - wie die Franzosen die Aufständischen nannten - dicht an die französischen Außenposten

herangeschoben. Aber die hölzernen Wachtürme um den Flugplatz von Bône mit ihren Scheinwerfern und Maschinengewehren blieben die letzte kriegerische Vision. Die Natur hatte keine Trennungslinie zwischen Algerien und Tunesien gezogen. Die weißen Schaumkronen des Meeres pulsierten ohne Unterbrechung am sandigen Küstenstrand.

Dann landete die Maschine in Tunis, und auf einmal war der Druck fortgenommen. Man hatte sich so daran gewöhnt, die schußbereiten Posten neben jedem Flugzeug stehen, die Rollfelder von Drahtverhau und Mirador-Ketten eingezäunt zu sehen, daß die Nonchalance des tunesischen Personals, die Stille des Abends verwirrten. Der Frieden kam wie ein Schock.

An lila blühenden Hecken vorbei war der Bus nach Tunis eingefahren. Durch die feierlichen Palmenwedel drang der Gestank der Abwässer des Chalk-el-Wadi. Am breiten, baumbestandenem Boulevard Bourguiba warteten die kleinen Renault-Taxis - rot und weiß lackiert - in langer Reihe. Dennoch hatte sich einiges geändert in Tunis seit meinem letzten Besuch im Herbst 1953. Neben jede französische Reklame schmiegt sich jetzt die Schnörkel der arabischen Schrift. Auf den Café-Terrassen der Innenstadt vor den italienischen Pizzerias saßen überwiegend tunesische Gäste. Die jungen Araber waren in die kleidsame weiße Gandura gehüllt, um deren Frische man sie beneidete und in die sie sich wie in eine römische Toga zu drapieren verstanden. In dem maltesischen Restaurant, wo unter trostloser Neonbeleuchtung die bescheidenen europäischen Familien schweigend ihre Ravioli aßen, drang aus dem Nebenzimmer lautes arabisches Rufen. Dann sangen die tunesischen Studenten, und durch das Speiselokal hallte ein zügiger Rhythmus, der an den libanesischen »Dabke« erinnerte.

In diesem »Mat'am« habe ich mich mit Hans-Jürgen Wischnewski verabredet. Seit längerer Zeit war ich mit

dem SPD-Politiker, einem engen Vertrauten Helmut Schmidts, befreundet. Daran hatte der Umstand nichts geändert, daß Wischnewski - »Ben Wisch« genannt - sich mit voller Energie für die algerische Unabhängigkeit einsetzte und so sehr das Vertrauen der »Befreiungsfront« genoß, daß sie ihm vorübergehend die Aufbewahrung ihrer Kriegskasse anvertraute. Was mich betraf, so betrachtete ich von Anfang an das Engagement einer halben Million französischer Soldaten zur Erhaltung oder zur Schaffung der »Algérie française« als einen fatalen Irrtum, aber meine Sympathie für die dort eingesetzten »Paras« war mir natürlich erhaltengeblieben. Das trübte mein Verhältnis zu Ben Wisch nicht, der seine Aktion ohne jeden antifranzösischen Affekt durchführte. Er vermittelte mir den Zugang zu den führenden Kommandeuren des algerischen Widerstandes, die sich in Tunis aufhielten.

So trat Si Mohammedi, als Oberst Naceur im Maquis von Algerien bekannt, an unseren Tisch. Der herkulisch gebaute Kabyle mit dem sanguinisch roten Gesicht wirkte fast europäisch. Er war ein Mann des Untergrundkampfes, noch nicht an die Salons von Tunis gewöhnt. Si Mohammedi hatte während des Zweiten Weltkrieges in einer muselmanischen Sondereinheit der deutschen Wehrmacht als Feldwebel gedient. Er war im Sommer 1942 dabei, als das deutsche Oberkommando zum großen Zangengriff nach dem Orient - über Ägypten im Süden und den Kaukasus im Norden - ausholen wollte. Er hat später in der Kalmücken-Steppe gekämpft und wurde zur Zeit des Tunesien-Feldzuges hinter den alliierten Linien in Ost-Algerien bei Tebessa in deutschem Auftrag abgesetzt. Si Mohammedi war ein rauher Sohn des Krieges. Aber er hielt sich an die Weisung größter Höflichkeit und offizieller Mäßigung, die der militärische Befehlshaber Krim Belkasssem ausgegeben hatte. Hans-Jürgen Wischnewski hatte Si Mohammedi auf die Seite genommen und sprach

mit ihm über die beschleunigte Rückführung desertierender Fremdenlegionäre.

Tunis wimmelte von Agenten, Spionen und Geheimpolizisten. Die Perfektion des tunesischen Spitzelsystems knüpfte an eine lange türkische Tradition an. In den trüben Bars des Boulevard Bourguiba, wo sich die Partisanen auf Stadturlaub trafen, unter dem trostlosen Neonlicht eines entzauberten Orients, bewegten sich die verdächtigen Gäste - Aufständische, Waffenhändler, Nachrichtenübermittler - wie Krebse in einem Tümpel. Jeder beobachtete und überwachte jeden. Die Statisterie eines drittrangigen Spionagefilms war hier versammelt. Die wenigen Mädchen waren wie für das Spotlight einer Bühne geschminkt.

Bevor ich durch ein mittelalterliches Stadttor die engen Straßen der Medina, der Araber-Stadt, betrat, blieb ich verduzt unter zwei blauen Straßenschildern stehen. Da hieß der größte, repräsentative Platz der tunesischen Hauptstadt weiterhin »Place de France«, und an ihm entlang verlief die »Rue du Général de Gaulle«. Die Tunesier sind ein lebenswürdiges Volk, und die Unabhängigkeit war ihnen nicht zu Kopf gestiegen. Selbst die polemischen Inschriften zur staatlich angeordneten Sauberheitskampagne: »Befreit Euch vom Schmutz, wie Ihr Euch vom Kolonialismus befreit habt!« waren nicht ganz so böse gemeint. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Nordafrika besuchte ich eine Medina ohne die geringste Beklemmung und ohne böse Vorahnung. Wie unendlich weit erschien hier die erstickende Kasbah von Algier. Im Vorbeigehen fiel mir auf, daß über den meisten Buden und maurischen Cafés neben dem Bild des Staatspräsidenten Bourguiba und dem roten tunesischen Fähnchen auch der grün-weiße Wimpel der Algerischen Befreiungsfront flatterte.

Bei der algerischen Vertretung in der Rue de Corse herrschten Mißmut und Empörung. Die militärischen

Meldungen, die über die Grenze drangen, klangen nicht gut. Das Oberkommando der Befreiungsarmee hatte seine ehrgeizigen Pläne aufstecken müssen. Den teilweise in Bataillonsstärke operierenden Partisanen war der Befehl erteilt worden, sich wieder in kleine Trupps, in »Kataeb«, aufzulösen und den individuellen Terror zu aktivieren. Die Franzosen hatten längs der Grenze elektrische Zäune und Minenfelder angelegt. Diese »Barrage«, die sogenannte Morice-Linie, erwies sich als ein mörderisches Hindernis für die Infiltranten. Mit einiger Sorge sah man der großangekündigten französischen Offensive gegen die fünf Gebirgs-Bollwerke der Rebellen von den Nementscha bis zu den Höhen um Tlemcen entgegen.

»Bestehen Sie weiterhin vor jeder Verhandlung mit Paris auf Anerkennung der algerischen Unabhängigkeit durch Frankreich?« hatte ich im Hauptquartier der FLN in Tunis gefragt. »Für uns ist die Unabhängigkeit nicht irgendeine Verhandlungsfrage«, wurde mir geantwortet, »sie ist überhaupt der letzte Sinn unseres Kampfes. Wenn Frankreich einmal unsere Unabhängigkeit anerkannt hat, dann sind wir bereit, über alles andere zu diskutieren. Aber von der ›Istiqlal‹ können wir nicht abgehen.« - Der Wortlaut dieser kategorischen Erklärung glich auf erstaunliche Weise dem »dialogue de sourds - dem Dialog von Tauben«, in den sich Israeli und Palästinenser seit dem Osloer Abkommen des Jahres 1993 verrannt haben.

Wer könnte auch innerhalb der Befreiungsfront die Verantwortung, vor allem die Autorität für eine erfolgverheißende Verhandlungsführung aufbringen? Etwa der alte Partei-Routinier Ferhat Abbas, der den offiziellen Vorsitz der ersten algerischen Exilregierung übernahm, den die Militärs der FLN jedoch spöttisch den Befehlshaber der »Wilaya« von Montreux nannten, weil Abbas sich meist zu diplomatischen Kontakten in der Schweiz aufhielt? Manche erinnerten sich noch daran, daß Ferhat Abbas in seiner Jugend einmal den verzweifelten Satz geschrieben

hatte: »Ich habe in der Geschichte eine algerische Nation gesucht, und ich habe sie nicht gefunden.«

Der große Mann der Rebellion, Ahmed Ben Bella, befand sich in französischer Haft. Das Linienflugzeug, das ihn von der marokkanischen Hauptstadt Rabat nach Tunis bringen sollte, war vor einigen Wochen durch Agenten des französischen Geheimdienstes nach Algier umgeleitet worden. Ben Bella wurde dort mit seinen Gefährten unverzüglich festgenommen und nach Frankreich transportiert. Doch seitdem stellte sich bei den Exilanten in Tunis die dringende Frage, wer wirklich den Ton angab in diesem Führungskollektiv, dessen interne Feindschaften nicht nur zwischen Kabylern und Arabern, zwischen Politikern und Militärs aufreibend und mörderisch ausgetragen wurden wie in jeder Sammeldirektion und wie in jeder von außen gesteuerten Widerstandsbewegung. Aus der Sicht des zum Meer offenen Tunis mit seinen geschmeidigen Menschen wirkte der Aufstand der algerischen Hinterwäldler, die vom Raffinement des arabischen Orients kaum einen Hauch verspürten, dafür aber auf den Arbeitsplätzen in Frankreich den Dampf marxistischer Ideologie eingesogen hatten, wie ein Sturm entfesselter Derwische.

In einer Journalistenrunde wurde ich damals von einem Pariser Kollegen, der den üppig süßen Duft einer Jasminblüte einatmete, gefragt: »Kennst du die letzte Geschichte vom Besuch des tunesischen Botschafters Masmoudi bei de Gaulle?« Masmoudi hatte den General in einer persönlichen Audienz gebeten, Ahmed Ben Bella freizugeben. Ben Bella wurde von den verhandlungsbereiten Kreisen in Paris als geeigneter Gesprächspartner angesehen. »Warum soll ich Ben Bella schon entlassen?« soll de Gaulle geantwortet haben. »Es geht ihm nicht schlecht. Er lebt als politischer Häftling unter vergünstigten Bedingungen. Er kann mit seinen algerischen Freunden kommunizieren. Er ist in Sicherheit

und behält sein Prestige bei seinen Landsleuten. Im übrigen verfügt er über eine reiche Bibliothek und kann endlich etwas für seine Bildung tun.« Der General erinnerte sich wohl daran, daß er den Feldwebel Ben Bella, der im Italien-Feldzug der Franzosen mit großer Bravour gekämpft hatte, persönlich mit einem hohen Tapferkeitsorden ausgezeichnet hatte.

Unruhe bei den Kabylen

»Algier ist eine ganz weiße Stadt«, hatte Georges Duroy, jener Gelegenheitsjournalist, der als »Bel Ami« in die Literatur eingegangen ist, in der Novelle Maupassants mühsam zu Papier gebracht, als er mit Hilfe einer Mätresse seine Nordafrika-Erlebnisse in einer Reportage zusammenfassen wollte. Die heutige Hauptstadt hat nach Jahrzehnten der Verwahrlosung, die unmittelbar nach der Unabhängigkeit stattfand, einen Teil dieses hellen Scheins zurückgewonnen mit Ausnahme der malerischen, dumpfen »Kasbah«, die nur mit äußerster Mühe als »Kulturerbe der Menschheit« restauriert werden könnte. Wenn Algier wieder weiß geworden ist, so ist das teilweise der Tünchung der Mauern in den ehemaligen europäischen Vierteln zu verdanken, im wesentlichen jedoch dem Entstehen völlig neuer Wohnkasernen, die von chinesischen Arbeitern in Rekordzeit erstellt werden. Diese Neubauten gleichen »en miniature« den gewaltigen Appartement-Blocks, wie sie in den Metropolen des Reiches der Mitte aus dem Boden geschossen sind.

45000 Chinesen sollen in Algerien tätig sein. Ihnen ist neben einer Vielzahl von Infrastrukturprojekten der Bau der endlosen Autobahn zu verdanken, die sich von der marokkanischen bis zur tunesischen Grenze hinzieht. »Diese Chinesen arbeiten wie Ameisen«, verwundern sich

die jungen Algerier, die schätzungsweise zu dreißig Prozent ohne Job sind. Statt selbst Hand anzulegen, sieht man sie reihenweise an den Hauswänden lehnen. »Ils soutiennent les murs - Sie stützen die Mauern ab«, spotteten einst die »pieds noirs«, die Algier-Franzosen, über diese Form des Müßiggangs. Dabei schweifen die Blicke der jungen »Chômeurs« heute sehnsuchtsvoll über das Mittelmeer in Richtung auf die alte Metropole Frankreich, wo sie bei ihren naturalisierten Familien unterkommen könnten und sehr bald in den Genuß der großzügigen französischen Sozialgesetzgebung kämen.

Den Fahrer Raschid und den komfortablen Peugeot habe ich im Hotel angemietet. Ich hege keinen Zweifel, daß Raschid mich im Beobachtungsauftrag irgendeines Sicherheitsdienstes begleitet, aber der stämmige Araber wirkt zuverlässig, und irgendwie muß er ja seinen Unterhalt verdienen. Zudem spricht er fließend Französisch, wie übrigens die Mehrzahl der städtischen Algerier sich mit dem Hocharabischen schwerer tut als mit der Sprache Corneilles. Als Ausflugsziel gebe ich das Küstenstädtchen Tipasa an. Wir legen die hundert Kilometer Strecke zügig zurück trotz der zahlreichen Kontrollposten von Militär und Gendarmen. Die Sperren geben davon Kunde, daß der Aufstand der GIA und der »Salafistischen Front für Predigt und Jihad«, die sich neuerdings den reißerischen Namen »El Qaida des islamischen Maghreb« zugelegt hat, noch nicht ausgemerzt ist, ja mit vermehrten Überfällen von sich reden macht. Auch in Algerien kommt es gelegentlich zu Protestkundgebungen, aber wenn eine Gruppe von dreißig Regime-Kritikern sich zusammenrottet, so heißt es, seien gleich dreitausend bewaffnete Ordnungshüter zur Stelle, um den Spuk auseinanderzutreiben.

Mit dem idyllischen Strand von Tipasa verbindet mich ein Gefühl der Nostalgie. Im Sommer 1953 hatte ich dort im Kreis von Freunden gegrillte Krabben und Rotwein

genossen, bevor wir in das strahlend blaue Meer eintauchten. Jetzt hat sich der einheimische Massentourismus dieser lieblichen Bucht bemächtigt. In der Nachbarschaft sind scheußliche Mietskasernen entstanden. Sie werden von der silbern glänzenden Blechkuppel einer riesigen Moschee überragt. In ausgedehnten Gärten, die zum Meer führen, bewegen sich lärmende Schulklassen, Jungen und Mädchen, unter der Aufsicht ihrer Lehrer.

Was wird ihnen wohl erzählt von der Größe des Römischen und des Byzantinischen Reiches, die sich hier mit ihren eindrucksvollen Ruinen verewigt haben? Das Amphitheater ist noch intakt, und auf dem ehemaligen Forum ragen Säulenstümpfe. Vor allem aber das Christentum hat seine Spuren hinterlassen mit den Särgen seiner Bischöfe und den Grundmauern einer wuchtigen Kathedrale. Wer denkt im heutigen Algerien daran, daß der Kirchenvater Augustinus, ein gebürtiger Kabyle, in der östlich gelegenen Hafenstadt Annaba, die bei den Franzosen Bône und zur Zeit der Römer Hippo Regius hieß, als Bischof waltete. Am algerischen Strand war der heilige Augustinus rastlos auf und ab gewandert, in dem verzweifelten Versuch, das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu ergründen.

In den frühen neunziger Jahren - der grausame Bruderkrieg gegen die revoltierenden Islamisten war bereits im Gange - war ich im Restaurant »Romana« mit einem algerischen Arzt ins Gespräch gekommen. Er äußerte sich mit erstaunlicher Offenheit, was vielleicht eine Folge des reichlich konsumierten Rotweins war. Als ich ihn auf die Ähnlichkeit dieser nordafrikanischen Küstenlandschaft mit gewissen Gegenden Siziliens verwies, antwortete der Arzt mit einem bitteren Lachen. »Sie wissen gar nicht, wie recht Sie haben«, bemerkte er. »Wir haben vor allem im öffentlichen Leben sizilianische Verhältnisse, seit hier die Mafia in Politik und Wirtschaft den Ton angibt.« Der Arzt bedauerte die Entwicklung zutiefst.